

Führen oder verführen lassen

Von Ignaz Bernhard Fischer,
Temeswar

Es gibt ein altes, berühmtes englisches Buch. Der Titel lautet: „Die Pilgerreise“. Der Pilger, von dem das Buch erzählt, ist jeder Christ, der aus dem Reich der Sünde zu Gott hinpilgert. Auf dem Weg hat er mancherlei Erlebnisse. Eines Tages sieht er ein Ungeheuer auf sich zukommen, ein teuflisches Wesen mit Namen Apollyon. „Woher kommst du und wohin willst du?“ fragt Apollyon. „Ich komme aus der Stadt des Verderbens und möchte in das himmlische Jerusalem“, antwortet der Pilger. „Aus der Stadt des Verderbens?“ fragt Apollyon. „Ich bin der Fürst dieser Stadt. Also bist du einer meiner Untertanen.“ „Das bin ich gewesen“, antwortet der Pilger, „aber ich will es nicht mehr sein. Ich will dir nicht mehr dienen, denn du gibst keinen guten Lohn. Der Sold der Sünde ist doch der Tod.“ Apollyon versucht den Pilger zu überreden. Doch der Pilger lässt sich nicht überreden und erklärt: „Ich habe mich entschlossen, dem König aller Könige zu dienen. Deshalb kehre ich nicht mehr zu dir zurück“. Hämisches lächelnd sagt Apollyon: „So haben schon viele vor dir geredet. Sie fangen an, dem zu dienen, den du genannt hast. Aber es dauert gewöhnlich nicht lan-

WORT ZUM SONNTAG

ge, dann kommen sie zu mir zurück. Bei mir gibt es überreich zu essen und zu trinken, zu tanzen und zu feiern. Bei deinem König gibt es nur Fasten, Beten und Büßen. Kehre also zu mir zurück.“ „Nein“, antwortet der Pilger, „ich habe meinem neuen König Treue gelobt. Ich liebe ihn zu sehr, als dass ich ihn verlassen könnte.“ Apollyon antwortet höhnisch: „Du redest von Treue? Du bist ihm schon öfter untreu geworden.“ „Das ist wahr“, bekennt der Pilger, „ich habe oft gesündigt. Aber ich habe darüber getrauert und es ist mir vergeben worden.“ Da ergrimmt der Widersacher, er schießt einen feurigen Pfeil nach dem Christen und es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.

Der Pilger in diesem Buch, der sind wir beide, du und ich. Christus sprach einst zu jedem seiner Apostel: „Folge mir nach!“ Sie verließen alles und folgten ihm. Bei der Kreuzigung ihres Herrn und Meisters wurden sie wankelmütig, aber der auferstandene Christus festigte sie in der Treue. Sie blieben ihm treu bis in den Märtyrertod. Uns hat er ebenfalls in der Taufe dazu berufen, als Pilger durchs Leben in sein Reich zu wandern. In der christlichen Erziehung wurde diese Berufung noch mehr gefestigt. Leider begegnet auch uns auf unserer Pilgerreise zum „himmlischen Jerusalem“ der Verführer Apollyon. Er flüstert uns zu: „Du hast nur ein einziges Leben. Willst du es mit Fasten, Beten, Büßen und Kreuztragen vertrauern? Ich verheiß dir viel Angenehmeres. Es gibt so viele Vergnügungen und Freuden auf dieser Welt. Suche dir aus, was dir gefällt.“

Leider hören viele Pilger auf die betörenden Schlagermelodien Apollyons. Sie weichen vom schmalen Pilgerweg, der zum ewigen Heil führt, ab und schwenken auf den breiten und bequemen Weg des Verführers ein, der schließlich ins Verderben führt. Leichtsinzig sprechen sie mit Goethes Faust: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden und diese Sonne scheinete meinen Leiden. Das 'Drüben' kann mich wenig kümmern!“ Aber das „Drüben“ wird doch einmal kommen. Was dann? Gehen wir auf unserer Pilgerreise nicht mit Leichtsin und Oberflächlichkeit an den fundamentalen Lebensfragen vorbei. Behandeln wir sie mit Ernst und Verantwortungsgefühl.

Apollyon und Christus. Verführer und Führer drängen uns zur Entscheidung. Wem wollen wir folgen? Unser König ist Christus. Wir sollen für ihn nicht sterben, sondern als Christen leben! Den Worten des Verführers Apollyon wollen wir entschieden widerstehen. Das haben uns schon andere Christen vorgemacht.

Dass Kultur Vertrauen erzeugt, vor allem in multiethnisch geprägten Gegenden, dürfte keine Neuigkeit sein. Zu Englisch heißt das „Generating Trust by means of culture in multi-ethnic environment“ und ist unter anderem die Überschrift einer Studienwoche, die im Spätherbst in Südtirol, Italien, stattgefunden hat. Die Veranstalter, die Europäische Akademie (EURAC) Bozen/Bolzano und die dazu gehörende Europäische Vereinigung von Tageszeitungen in Minderheiten- und Regionalsprachen (MIDAS) wollten damit hervorheben, dass gebündelte Kunst- und Kulturinitiativen das Zusammenleben verschiedener Ethnien verschönern.

Die EURAC selbst ist ein hochmodernes Zentrum für Wissenschaft und Forschung, in dem interdisziplinäre Teams aus 20 Herkunftsländern zu Themenschwerpunkten wie Sprachwissenschaft, Minderheiten und Autonomie, nachhaltige Entwicklung sowie Management und Unternehmenskultur kollaborieren. Die MIDAS konzentriert ihre Tätigkeit auf ein international noch unterschätztes Segment – „unterschätzt“, weil wenige wissen, dass in der EU rund 50 Millionen Menschen „nicht offizielle“ Sprachen sprechen. MIDAS steht seinen rund 30 Mitglied-Publikationen seit etwa einem Jahrzehnt mit Rat und Tat bei, fördert die Entstehung von Netzwerken, betreibt Lobbyarbeit für mehr politische und finanzielle Unterstützung, „erzieht“ das öffentliche Bewusstsein für Minderheiten- und Regionalsprachen.

Man wundert sich nicht, dass EURAC und MIDAS ihren Sitz gerade in Südtirols Hauptstadt Bozen haben. Das schwierige Erbe dieses „Transitgebiets“ merkt man bereits an der Stadtarchitektur – Bozen besitzt unter den italienischen Ortschaften die höchste Konzentration von faschistischen Gebäuden. Die Provinz gehörte über mehrere Jahrhunderte dem Habsburgerreich an und wurde erst 1919 dem italienischen Staat angegliedert. Faschismus und Nazi-

„Epoca de aur“ sagt mein Mann wie selbstverständlich, wenn er von der Ceausescu-Zeit spricht. Und dann verstehe ich nur noch Bahnhof! Denn die goldene Zeit hatte ihre eigene Sprache – einen verbindenden Geheimcode, der die schlimmen Zustände durch eine Prise Ironie erträglicher machte. In der „goldenen Epoche“ hatten Schweine keine Lenden, Rippen oder Bäuche, sondern nur Füße und Köpfe, wie der Blick in Metzgerwitrinen verriet, den man nach langem Anstehen vielleicht erhaschen konnte. Der Eingeweihte verlangte dann „Turnschuhe“ (adidași) und „Computer“, und er musste nicht wie heute peinlich berührt hinzufügen, „für den Hund“.

Mittlerweile ist es wieder ähnlich: Rinderknochen, Hühnerhälse und Schweineohrchen für den Hund sind ratzfatz ausverkauft, wenn man den Gang zum Metzger nicht vor dem Abend schafft. Kaum zu glauben, wie viele Leute in Zeiten wie diesen auch noch einen Hund durchfüttern, dach-

Gemeinsam ist mehr möglich

Eine spannende Studienwoche in Bozen / Von Christine Chiriac



Austausch über Minderheitenzeitungen im Besprechungsraum der „Dolomiten“-Redaktion. Die Journalisten stellen ihre Zeitungen vor.

Foto: die Verfasserin

Besatzung härteten die Fronten zwischen den italienisch- und deutschsprachigen Südtirolern. Wer zu Gewalt griff, galt für die einen als „Terrorist“, für die anderen als „Freiheitskämpfer“. Erst in den siebziger Jahren wurden auf politischer Ebene gemeinsame Maßnahmen getroffen, um den Konflikt zu lösen. Heute setzt Südtirol für ganz Europa den Standard für friedliches, produktives Zusammenleben von Völkern und Sprachgruppen.

An der Studienwoche der MIDAS nahmen sechs Journalisten teil sowie Studenten und Promovierende von rumänischen und ungarischen Universitäten. Vertreten in der Runde waren fünf europäische Minderheiten: die Slowenen aus Italien (Trieeste), die Deutschen und die Ungarn aus Rumänien (Kronstadt/Brașov, bzw. Klausenburg/Cluj und Großwardein/Oradea), die Polen aus Litauen (Vilnius) und die Schweden aus Finnland (Jakobstad) – eine bunte Besetzung für ein buntes Programm.

Im Mittelpunkt stand das Kulturprojekt „Generating Trust“ (Vertrauen erzeugen), eine „junge“ Initiative, die von einer Nichtregierungsorganisation aus Pressburg/Bratislava, einem Kultur- und Eventveranstalter aus Budapest, einer privaten Stiftung für experimentelle Kunst aus Klausenburg sowie der EURAC Bo-

zen mit Leben gefüllt wird. Den Anlass zur Entstehung dieses Projekts gaben paradoxerweise gerade interethnische Spannungen – damals zwischen ungarischer Minderheit und slowakischer Mehrheit. Die kulturelle Zusammenarbeit erwies sich als gelungener erster Schritt zur „Versöhnung“. Man stellte gemeinsam fest, dass auf der Kunstszene interkulturelle Begegnungen oft natürlicher, unbefangener, vorurteilsfreier verlaufen als im Alltag oder in der Politik, dass das Aufeinander-Zugehen von verschiedenen Kulturen immer einen Mehrwert mit sich bringt, sei es bei Ausstellungen oder Musikprojekten, bei Kurzfilmen oder Tanzperformances.

„Sehr wenige Institutionen sind jedoch offen für diese Art von Zusammenarbeit“, erklärte den Journalisten und Studenten einer der Initiatoren von „Generating Trust“. Sein Wunsch für die nächsten dreier Jahre sei deshalb, das Interessenten-Netzwerk zu erweitern und eine Datenbank mit „gemischt ethnischen Veranstaltern“ aufzustellen. Praktische Beispiele dafür fehlten auch im Rahmen der Studienwoche nicht: die gesellschaftskritische, ironische Kunstaussstellung des rumänischen Künstlers Dan Perjovschi im Turm der EURAC wurde von Musik der armenisch-ungarischen Gruppen

„4 free Birds“ und „Wattican Punk Ballet“, des Ladiners Jean Ruaz und des ungarischen DJ Bergi ergänzt.

Ein Erlebnis, vor allem für die Journalisten in der Gruppe, war der Nachmittag im Verlagshaus Athesia Druck GmbH und in den Redaktionsräumen der Publikation „Die Dolomiten“. Letztere ist mit einer verkauften Auflage von rund 50.000 Stück täglich (freitags sogar 80.000) die meistgelesene deutschsprachige Tageszeitung in Südtirol. Sie wurde vor 130 Jahren als „Der Tiroler“ gegründet, musste jedoch bald den für die Faschisten „zu deutsch klingenden“ Namen ändern. Erst nach dem Niedergang der Diktaturen konnten „Die Dolomiten“ mit dem heutigen Untertitel „Tagblatt der Südtiroler“ wieder problemlos herausgegeben werden. Trotz der Tatsache, dass es sich um eine „Minderheitenzeitung“ handelt, besitzt diese beinahe eine Monopolstellung und ist das bestimmende Medium in Südtirol.

Die Teilnehmer der MIDAS-Studienwoche wurden auch vom Landtagspräsidenten Mauro Minniti offiziell begrüßt. Für die Italiener trägt der Südtiroler Landtag den Namen „Consiglio della provincia autonoma di Bolzano“, für die Ladinler – eine winzige romanischsprachige Ethnie – „Cunsëi dla Provinzia autonoma de Bulsan“. Und offen für Einwanderer war die Provinz schon immer: Landtagspräsidentin a. D. Veronika Stinner erinnerte sich im Gespräch mit der Gruppe an das siebenbürgische Agnetheln/Agnita, aus dem ihr Vater stammt. Insgesamt soll es in Südtirol heutzutage rund 40.000 Immigranten geben, die vornehmlich in den wirtschaftlichen Vorzeigebereichen Landwirtschaft und Tourismus tätig sind.

Zum Abschluss der Studienwoche fand im Alten Bozener Rathaus ein Rundtischgespräch mit Vertretern aus Kultur, Politik und Wirtschaft zum Thema Kunstförderung statt. Die Teilnehmer waren sich einig, dass „interethnische Projekte viel mehr bringen als ethnisch monolithische“ und dass privates Sponsoring dabei eine immer wichtigere Rolle spielt. Es sei „sehr trendy, als Unternehmer sozial engagiert zu sein“, also sollte man unter Förderern wie unter Kulturschaffenden die Kräfte bündeln. Auch hier gilt die magische Formel „Gemeinsam statt einsam“.

Die goldene Zeit

Von Nina May

Ich zuerst. Und: Die Kunden selbst sind wohl Vegetarier, denn außer dem Hunde-Festschmaus wird nichts gekauft. An Metzgerkunden kann man auch beobachten, dass sich die Wahrscheinlichkeit eines Hundes im Haushalt direkt proportional zu Armut und Alter verhält. Manchmal bilden sich sogar wieder Schlangen vor der Trensenecke mit den Hühnerhälsen, während Koteletts und Rinderlendchen unbeachtet liegen bleiben.

In der goldenen Zeit trug man außerdem stets eine PPC-Tüte mit sich herum, denn Plastikbeutel gab es nicht. Nein, PPC ist keine exotische chemische Verbindung, sondern die Abkürzung für „poate pică ceva“, vielleicht fällt was ab! Sprich: Vielleicht gibt es irgendwo unerwartet was zu kaufen, grüne Bananen, Maismehl oder „Bestecke“ (tacâmuri) – so nannte man die Extremitäten des Huhns, die ein verwöhnter Westeuropäer zum Wegschmeißen abschneidet: Füße, Hälse, Bürzel. Glücklicherweise konnte man sich damals, wenn

man irgendwo „frații Petreus“ entdeckte! Für die beiden vorzeitig verreckten Zuchthühnchen, die stets im Doppelpack angeboten wurden, weil ihre Leichen einzeln nur ein paar Gramm auf die Waage brachten, lohnte sich stundenlanges Schlangestehen. Den Spitznamen verdankten die Gockel einem damals populären maraurescher Brüderpaar, zwei Sänger, die jeden Auftritt mit einem Kikeriki-ähnlichen Jauchzen und einem tollkühnen Sprung auf die Bühne einleiteten.

Warum man die „frații Petreus“ niemals ausgewachsen zu Gesicht bekam, blieb ähnlich mysteriös wie der Verbleib der virtuellen Schweinemitteln. Die Nachricht, was es gerade wo zu kaufen gab, wurde dann in Windeseile per „Radio șanț“ übertragen, dem erfolgreichsten Sender der damaligen Zeit. Wie, kennen Sie auch nicht? Radio „Straßengraben“ (șanț), so nannte man das Geflüster der dicht zusammenstehenden Frauen am Wegesrand, wo die Gerüchteküche

brodelte, weil es in der tatsächlichen Küche mal wieder nix zu brodeln gab. Oder hat man sich nur den neuesten Witz von Bulă erzählt?

All dies gibt es nicht mehr, seit die „Epoca de aur“ durch die Revolution ein Ende fand. Nur die Sprache von damals lebt weiter, in der mittlerweile ein wenig verklärten Erinnerung. So mancher sagt heute, damals sei es nicht schlechter gewesen. Vielleicht sogar besser? „Vor allem die Menschen haben sich verändert“, den Satz hört man oft. Während der Kommunismus das Volk wohl im Leid verband, entzweit es nun die Konsumgesellschaft: zuerst teilt sie die Menschen in arm und reich, dann in arm und ärmer, in ärmer und noch ärmer – und es gibt keinen Buhmann mehr für die Peinlichkeit finanziellen Versagens. Für diese Zeit existiert keine typische, verbindende Sprache. Doch wie sollen sich überschäumende Gefühle in einer sprachlosen Gesellschaft Luft machen? Etwa durch Gewalt?